

dtv

In einem geschlossenen Ökosystem in Arizona unternehmen Wissenschaftler in den neunziger Jahren den Versuch, das Leben nachzubilden. Zwei Jahre lang darf keiner der acht Bewohner die Glaskuppel von »Ecosphere 2« verlassen. Egal, was passiert. Touristen drängen sich um das Megaterrarium, Fernsehteams filmen, als wäre es eine Reality-Show. Eitelkeit, Missgunst, Rivalität – auch in der schönen neuen Welt bleibt der Mensch schließlich doch, was er ist. Und es kommt, wie es kommen muss: Der smarte Ramsay verliebt sich in die hübsche Dawn – und sie wird schwanger. Kann sie das Kind in der geschlossenen Sphäre austragen?

T. Coraghessan Boyle, geboren 1948 in Peekskill, New York, unterrichtet an der University of Southern California in Los Angeles. Sein Werk wurde vielfach ausgezeichnet, es ist bei dty lieferbar.

T. Coraghessan Boyle

Die Terranauten

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Dirk van Gunsteren

dtv

Bei dtv ist das gesamte Werk von T.C. Boyle lieferbar.

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**



2. Auflage 2018

2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlag München

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe:

© 2017 Carl Hanser Verlag München

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel

The Terranauts bei Ecco in New York.

© 2016 by T. Coraghessan Boyle

Umschlaggestaltung: dtv nach einem Entwurf von Peter-Andreas Hassiepen
unter der Verwendung eines Fotos von gettyimages/Ken Hermann

Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

(Satz nach einer Vorlage des Carl Hanser Verlag)

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14646-3

Für Neal und Shray Friedman und
Roy und Edicta Corsell

DANKSAGUNG

Den Berichten der Teilnehmer am ersten Biosphäre-2-Versuch schulde ich besonderen Dank, insbesondere Abigail Allings und Mark Nelsons *Life Under Glass* und Jane Poynters *The Human Experiment*, des weiteren aber auch Rebecca Reiders *Dreaming the Biosphere*, das eine umfassende Darstellung des Projekts enthält, und John Allens Grundlagenwerk *Biosphere 2: The Human Experiment*.

Wir sollten nie daran zweifeln, dass eine kleine Gruppe umsichtiger, entschlossener Menschen die Welt verändern kann. Tatsächlich ist dies das Einzige, was die Welt je verändert hat.

Margaret Mead

L'enfer, c'est les autres.

Jean-Paul Sartre, *Huis Clos*

VOR
DEM EINSCHLUSS

DAWN CHAPMAN

Man hatte uns von Haustieren abgeraten, desgleichen von Ehemännern oder festen Freunden, und dasselbe galt natürlich für die Männer, von denen, soviel man wusste, keiner verheiratet war. Ich glaube, Mission Control hätte es begrüßt, wenn wir auch keine Eltern oder Geschwister gehabt hätten, aber die hatten wir nun mal, alle bis auf Ramsay, der ein Einzelkind war und in der vierten Klasse seine Eltern bei einem Frontalzusammenstoß verloren hatte. Ich fragte mich oft, ob das bei der Auswahl eine Rolle gespielt hatte – zu seinen Gunsten, meine ich –, denn es war offensichtlich, dass er in gewissen wichtigen Bereichen Defizite hatte, und für mich war er, auf dem Papier jedenfalls, das schwächste Mitglied der Crew. Aber das hatte ich nicht zu bestimmen – Mission Control verfolgte einen eigenen Plan, und wir konnten zwar Spekulationen anstellen, letztlich aber nur den Kopf beugen und auf das Beste hoffen. Natürlich hatten wir alle das Auswahlverfahren durchlaufen – in den letzten Monaten hatten wir, wie es schien, nichts anderes getan –, und obwohl wir ein Team waren, obwohl wir in den vergangenen zwei Jahren der Ausbildung alle am selben Strang gezogen hatten, blieb die Tatsache, dass es nur acht der sechzehn Kandidaten in die Auswahl schaffen würden. Das war die große Ironie: Wir atmeten zwar Teamgeist, aber selbst darin versuchten wir einander zu übertreffen, wobei alles, was wir dachten oder taten, von Mission Control genau registriert wurde. Wie hatte unser Chefzyniker Richard es ausgedrückt? Eine Miss-Amerika-Wahl ohne Miss und ohne Amerika.

An das genaue Datum kann ich mich nicht erinnern (dabei weiß ich, dass ich das sollte, schon damit alles stimmt), aber etwa einen Monat vor dem Einschluss wurden wir zum Abschlussgespräch bestellt. Ein Monat, ja, das kommt ungefähr hin: genug Zeit, um die Nachricht

zu verbreiten und mit der Vorstellung des achtköpfigen Teams so viel Presseresonanz wie möglich zu erzeugen. Hätten sie es früher bekanntgegeben, wäre das öffentliche Interesse womöglich erlahmt, und wegen der Fehlschläge bei der ersten Mission war man bei Mission Control natürlich darauf bedacht, das zu vermeiden. Es muss also im Februar gewesen sein. Ein Februarmorgen auf dem Colorado-Plateau: Der Winterregen hat alles erblühen lassen, und das Licht überzieht die Berge wie mit einem sanften Film. Die Luft war bestimmt erfüllt von einem leisen, süßen Duft nach Salbei und Karamell, den ich auf dem Weg zu einem frühen Frühstück in der Cafeteria mit Genuss einatmete. Vielleicht blieb ich kurz stehen, um die Flip-Flops abzustreifen und den kühlen, körnigen Staub zwischen den Zehen zu spüren oder den geordneten Kolonnen der ausschwärzenden oder zum Bau zurückkehrenden Blattschneiderameisen zuzusehen; ich war sowohl in meinem Körper als auch außerhalb davon, eine Hominidin im fortpflanzungsfähigen Alter, die vornübergebeugt und in naturwissenschaftliche Trance versunken dastand und sich fragte, ob diese Erde, diese alte, ursprüngliche Erde, in einem Monat noch ihr Zuhause sein würde.

Tatsache war, dass ich um vier Uhr aufgewacht war und nicht mehr hatte einschlafen können, und jetzt wollte ich allein sein und meine Gedanken sortieren. Ich hatte eigentlich keinen Hunger – Aufregung schlägt mir auf den Magen –, zwang mich aber zu Pfannkuchen, Blaubeermuffins und Sauerteigtoast, als wollte ich mich vor einem Marathonlauf mit Kohlehydraten vollstopfen. Ich glaube, ich habe nichts davon wirklich geschmeckt. Und dazu Kaffee. Ich trank wahrscheinlich einen ganzen Becher, Schluck für Schluck, ohne es überhaupt zu merken, und das war eine Gewohnheit, die ich eigentlich ablegen wollte, denn wenn ich unter den Auserwählten war – und dessen war ich mir sicher, zumindest redete ich es mir ein –, würde ich ohne Koffein auskommen müssen. Ich hatte nicht wie sonst ein Buch mitgenommen. Auf der Theke lag zwar eine Tageszeitung, aber ich warf nicht mal einen Blick darauf. Ich aß, führte die Gabel zum Mund, kaute, schluckte und

wiederholte das Ganze, mit kleinen Unterbrechungen, um die Pfannkuchen in mundgerechte Bissen zu schneiden oder einen Schluck Kaffee zu trinken. Die Cafeteria war ganz leer, bis auf ein paar Küchenhelfer, die mit leerem Blick aus den Fenstern starrten, als wären sie noch nicht imstande, sich diesem Tag zu stellen. Oder vielleicht gehörten sie auch zur Nachschicht, vielleicht lag es daran.

Irgendwann lösten sich meine Gedanken endlich in nichts auf, und für einen Sekundenbruchteil vergaß ich, was über uns allen hing, doch dann hob ich den Kopf und sah Linda Ryu auf mich zukommen, in der einen Hand einen Becher Tee, in der anderen einen glasierten Donut. Sie wissen es vielleicht nicht – die meisten wissen es nicht –, aber Linda war meine beste Freundin in der erweiterten Crew; ich kann es eigentlich nicht erklären, aber wir verstanden uns vom ersten Tag an hervorragend. Wir waren ungefähr gleich alt – sie zweiunddreißig, ich neunundzwanzig –, aber das erklärt eigentlich gar nichts, denn alle weiblichen Kandidaten waren ungefähr im selben Alter, von der jüngsten (Sally McNally, sechsundzwanzig, die keine Chance hatte) bis hin zur ältesten (Gretchen Frost, vierzig, die erstklassige Chancen hatte, weil sie wusste, wie man sich bei Mission Control einschmeichelte, und außerdem über die Ökologie des Regenwaldes promoviert hatte).

Bevor ich reagieren konnte, setzte Linda sich mir gegenüber, fuchtelte mit dem Donut herum und schenkte mir ein Lächeln, das irgendwo zwischen Mitgefühl und Verlegenheit lag. »Nervös?«, sagte sie, lachte auf, bleckte die Zähne und schwenkte den Donut. »Wie ich sehe, schaufst du dich mit Kohlehydraten voll. Ich auch«, sagte sie und nahm einen Bissen.

Ich versuchte, ein unverbindliches Gesicht zu machen, als wüsste ich gar nicht, wovon sie redete, aber sie durchschaute mich sofort. In den vergangenen zwei Jahren hatten wir gemeinsam auf dem Forschungsschiff in der Karibik, der Ranch im australischen Busch und den Versuchsfeldern auf dem E2-Gelände gearbeitet und waren wie Schwestern geworden, aber im Augenblick war mein Abschlussgespräch

von 8:00 bis 8:30 das einzig Wichtige. Ich deutete ein Lächeln an. »Ich weiß gar nicht, warum wir nervös sein sollten – ich meine, die testen uns doch nun schon seit über einem Jahr. Und jetzt also noch ein Gespräch, na und?«

Sie nickte und wollte das Thema nicht weiterverfolgen. Es ging ein Gerücht um, wir alle hatten es gehört: Dies war das alles entscheidende Gespräch, Daumen rauf oder Daumen runter. Da gab es nichts zu beschönigen. Es war der Augenblick, auf den wir all die scheinbar endlosen Tage, Wochen, Monate gewartet hatten, und jetzt, da es so weit war, hatten wir nur noch Angst. Ich wollte ihre Hand nehmen, sie umarmen und beruhigen, aber wir hatten bereits alles gesagt, was es zu sagen gab, hatten tausendmal darüber spekuliert, wer würde dabei sein dürfen und wer nicht, und uns in den vergangenen Wochen ständig umarmt. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll, aber ich spürte, dass mich eine Kälte überkam, der Beginn einer innerlichen Distanzierung. Am liebsten wäre ich aufgestanden und gegangen, aber hier saß meine beste Freundin, und in diesem Moment sah ich, wie selbstlos sie war, wie sehr sie mir den Erfolg wünschte – uns beiden eigentlich, vor allem aber mir, damit ich, sollte sie es nicht schaffen, triumphierte –, und ich merkte, dass in mir etwas nachgab.

Ich wusste besser als jeder andere, wie schwer es Linda treffen würde, nicht in die Crew aufgenommen zu werden. Oberflächlich betrachtet entsprach ihr Persönlichkeitsprofil genau den Anforderungen – sie war lebhaft, energisch, behielt auch in kritischen Lagen einen klaren Kopf und war eine Optimistin, die immer einen Ausweg sah, ganz gleich, wie hoffnungslos die Situation zu sein schien –, doch sie besaß auch eine dunkle Seite, von der niemand etwas ahnte. Sie hatte mir Dinge gestanden, die, hätte man bei Mission Control davon gewusst, wie eine Bombe eingeschlagen hätten. Nicht ausgewählt zu werden würde sie besonders hart treffen, härter als jeden anderen, doch dann fragte ich mich, ob ich mit solchen Überlegungen nicht meine eigenen Ängste auf sie projizierte: Wir alle wünschten uns so sehr, in die Crew aufgenommen zu

werden, dass wir an gar nichts anderes mehr denken konnten. Und was die Sache noch verschlimmerte, war, dass Linda und ich im Grunde um dieselbe Position konkurrierten, und zwar für die am wenigsten technisch orientierte, abgesehen von der des Kommunikationsoffiziers, die Ramsay, da waren wir uns einig, praktisch schon in der Tasche hatte, denn er war politisch begabt und imstande, nicht nur beide Seiten, sondern auch die oberen, mittleren und unteren Etagen zu bearbeiten.

Ich musterte ihr Gesicht, ihr unaufhörliches Kauen. »Stevie ist so gut wie drin, oder?«, sagte sie mit belegter Stimme.

Ich nickte. »Sieht so aus.« Linda hatte alles gegeben, um sich als Generalistin der Gruppe unentbehrlich zu machen und sich für eine der vier Positionen zu empfehlen, die höchstwahrscheinlich mit einer Frau besetzt werden würden. Sie hatte sich nicht nur mit Gartenbau in geschlossenen Systemen und der Steuerung von Ökosystemen, sondern vor allem auch mit Meeresbiologie beschäftigt. Bei unseren Tauchgängen vor der Küste von Belize hatte sie mehr Stunden unter Wasser verbracht und mehr wirbellose Tiere gesammelt als irgendein anderer, und doch hatte ich den Eindruck, dass Stevie van Donk auf diesem Gebiet die Nase vorn hatte. Zum einen, weil sie Meeresbiologie studiert hatte, zum anderen, weil sie im Bikini einfach großartig aussah.

»Sie ist ein solches Aas.«

Dazu sagte ich nichts, auch wenn ich insgeheim ganz ihrer Meinung war. Aber Aas hin oder her: Stevie war drin.

Doch das war noch nicht alles: Diane Kesselring war wie geschaffen für den Posten der Nutzpflanzensupervisorin, und als Aufsicht für die Wildbiotope kam in erster Linie Gretchen in Frage. Wenn man die Zuständigkeitsbereiche Gesundheit, Analytische Systeme und Technosphäre – zu diesem Zeitpunkt männliche Domänen – ausschloss, blieb eigentlich nur eine Art Hausmeisterposten übrig: als Nutztierwärterin, zuständig für die Zwergziegen, Ossabaw-Schweine, Moschusenten und Hühner, die die Crew mit wichtigen tierischen Fetten und Proteinen versorgen sollten.

»Was ist denn los, Dawn?« Linda beugte sich über den Tisch und nahm meine Hand, doch ich gab keine Antwort. Ich konnte nicht. Ich war fix und fertig. »Du wirst mir doch nicht zusammenbrechen, oder? Nach allem, was wir durchgestanden haben? Du wirst es schaffen. Das weiß ich. Wenn irgendjemand es schafft, dann du.«

»Aber was ist mit dir? Ich meine, wenn sie mich auswählen ...«

Ihr Lächeln war das traurigste, das ich je gesehen hatte, nicht mehr als ein kleines Zucken der Lippen. »Wir werden sehen.« Sie wandte den Blick ab. Der Saal war leer, die Leute an dem anderen, weit entfernten Tisch waren, je nachdem, zu welcher Schicht sie gehörten, entweder an die Arbeit oder nach Hause und zu Bett gegangen. Mein Magen fühlte sich an, als wäre er aufgepumpt. Ich spürte die Ader an meinem Haarsatz pochen, wie immer, wenn ich völlig erschöpft war. Lindas Eltern hatten außerhalb von Sacramento gelebt und Pferde, Hühner und vietnamesische Hängebauchschweine gehalten, und sie kannte sich mit Haustieren so gut aus wie ein Tierarzt – aber sie war eben keine Tierärztin, sondern hatte bloß einen Bachelorabschluss in Nutztierwissenschaften; außerdem war sie, wenn ich das sagen darf, etwas fülliger als das gängige Schönheitsideal und, objektiv betrachtet, nicht besonders hübsch. Nicht dass das eine Rolle hätte spielen sollen, aber es spielte natürlich eine Rolle. Mission Control wollte dasselbe wie die NASA: Leute, die dem Bild des »Abenteurers« entsprachen, mit hoher Motivation und hoher sozialer Kompetenz und ohne Neigung zu Depressionen. Aber das traf auf alle zu, die es bis hierhin geschafft hatten (in den »Sechzehner«, wie Richard es nannte, eine sportliche Anspielung, die mir erst jemand erklären musste, damit ich sie verstand). Ich hätte mir etwas vorgelogen, wenn ich gelegnet hätte, dass ihnen, abgesehen von den Faktoren, die sie in einer Vielzahl von Tests ermittelten – vom Minnesota Multiphasic Personality Inventory bis hin zu Situationen, in denen wir unter Druck als Team agieren mussten –, vor allem an Kandidaten gelegen war, die gut aussahen, die attraktiv waren, attraktiver jedenfalls als Linda.

Hätte ich das jetzt nicht sagen sollen? Ich weiß nicht, aber manchmal muss man einfach objektiv sein, und wenn ich vor dem Spiegel stand, sah ich – auch ohne Make-up – eine Frau, die unsere Mission für die Öffentlichkeit besser repräsentieren würde als Linda. Jetzt ist es heraus. Tut mir leid. Aber es ist eine Tatsache.

»Ja«, sagte ich. »Ja. Ja. Ich bete dafür, dass du dabei bist, wirklich – ich bete für dich genauso wie für mich. Sogar mehr als für mich. Stell dir bloß mal vor: Wir beide da drinnen. Die zwei Musketiere, hm?« Ich versuchte zu lächeln, konnte aber nicht. Meine Augen füllten sich mit Tränen. Die Sache war nur (und ich schäme mich, es zuzugeben): Meine Tränen galten nicht nur ihr.

Linda legte den Donut hin und leckte ganz langsam ihre Fingerspitzen ab. Dann hob sie den Kopf, und ich sah, dass auch ihre Augen feucht waren. »Na, komm«, sagte sie und warf das Haar mit einem Kopfrucken aus dem Gesicht, »mach dir keine Sorgen. Was auch geschieht, es gibt ja immer noch Mission 3.«

Bei der Arbeit trugen wir, Männer wie Frauen, mehr oder weniger das Gleiche: Jeans, T-Shirt und Wanderstiefel, vielleicht noch ein Kapuzenshirt in den kühlen Morgenstunden oder im Winter, der hier erstaunlich kalt sein konnte, doch an diesem Tag hatte ich mich für ein Kleid entschieden. Nichts Extravagantes, bloß ein blassgrünes Futteralkleid, das ich ein-, zweimal getragen hatte, als ich mit ein paar anderen in Tucson durch die Bars gezogen war, und ich hatte etwas Make-up aufgelegt und das Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden. Mein Haar ist einer meiner Pluspunkte, so dicht, dass man die Kopfhaut nicht sehen kann, auch nicht, wenn es vom Duschen tropfnass ist, und es hat jede Menge Volumen, trotz der niedrigen Luftfeuchtigkeit. Stevie ist blond und hat einen Mittelscheitel ohne Pony, als wollte sie für eine Rolle in einem Surferfilm vorsprechen, aber ihr Haar ist viel dünner als meins und hängt schlaff

herunter, es sei denn, sie dreht es mit Lockenwicklern auf, und wer wird nach dem Einschluss noch Zeit für so was haben? Aber wie gesagt: Sie war drin und Linda nicht – das war jedenfalls meine Vermutung –, und das hatte nichts damit zu tun, dass Linda asiatischer Abstammung war, sondern damit, wie sie in einem Bikini aussah. Und mit Stevies Abschluss in Meeresbiologie natürlich. Es wäre vielleicht taktlos gewesen, es auszusprechen, aber Stevie hatte Linda in beiden Punkten einiges voraus, und wenn ich dabei sein durfte, dann nicht auf Kosten von Stevie, Gretchen oder Diane, die viel qualifizierter waren als ich, sondern auf Kosten von Linda. Ich hatte meinen Abschluss in Umweltwissenschaften gemacht, was ungefähr so viel wert war wie Lindas Bachelor in Nutztierwissenschaften – in diesem Punkt lagen wir also gleichauf. Was die anderen drei Frauen in der erweiterten Crew betraf, so waren sie, nach unserer Meinung jedenfalls, gar nicht mehr im Rennen.

Acht war die magische Zahl. Acht Teilnehmer. Vier Männer, vier Frauen. Man hat uns mangelnde Diversität vorgeworfen, aber: Nur zwölf Astronauten waren auf dem Mond, und es waren allesamt Männer. Wenn man die Teilnehmer der ersten und der zweiten Mission zusammenzählte, kam man auf sechzehn, und die Hälfte davon würden Frauen sein. Darunter, wie ich hoffte, auch ich.

Als ich zu Ende gegessen, Linda umarmt und ihr meine guten Wünsche ins Ohr geflüstert hatte, war ich schon etwas spät dran, und das vergrößerte meine Nervosität um das kleine bisschen, auf das ich gut verzichten konnte. Ich eilte über den Hof, wich einem verirrten Touristen aus, stürzte in mein Apartment und zog mich aus, um eine Zwei-Minuten-Dusche zu nehmen (eine Disziplin, in der ich mittlerweile Meisterin war, denn schließlich trainierte ich für die Mission, bei der nur 280 Liter pro Person und Tag verbraucht werden durften). Ich hatte mir am Vorabend das Haar gewaschen und das Kleid, ein Paar flache Schuhe und die Korallenkette herausgelegt, und so brauchte ich nicht lange. Lippenstift, Lidschatten und ein bisschen Highlighter, und schon war ich wieder zur Tür hinaus.